

Transposition – Ostschweizer Beiträge zu Lehre, Forschung
und Entwicklung in der Sozialen Arbeit. Band 7
Herausgegeben von Barbara Fontanellaz, Stefan Köngeter, Marcel Meier Kressig,
Christian Reutlinger, Steve Stiehler und Christine Windisch

Steve Stiehler (Hg.)

Zur Zukunft der Freundschaft

Freundschaft zwischen Idealisierung und Auflösung

Ein gutes musikalisches Zusammenspiel ist immer wieder auf Transpositionen zwischen
verschiedenen Instrumenten angewiesen. Ähnliches gilt im Feld der Sozialen Arbeit.
Das Anliegen der Schriftenreihe besteht darin, Wissen aus Forschung, Lehre und Praxis
so zu transponieren, dass Entwicklungen in Disziplin und Profession der Sozialen Arbeit
vorangetrieben werden mit dem Ziel, unterschiedliche Perspektiven zum Klingen zu bringen.

TFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Wortwolke aus den Freundschaftsdefinitionen der Studierenden der Ringvorlesung „Zur Zukunft der Freundschaft – Freundschaft zwischen Idealisierung und Auflösung“ © Menno Labruyère

ISBN 978-3-7329-0445-7
ISBN E-Book 978-3-7329-9558-5
ISSN 1868-3851

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG UND HISTORISCHE ANNÄHERUNG

STEVE STIEHLER

Einleitung.....9

CAROLINE ARNI

Jahrhunderte der Freundschaft – ein Essay19

FREUNDSCHAFT UND IHR VERHÄLTNIS ZU LIEBE, POLITIK UND FÜRSORGE

KARL LENZ

Liebe und Freundschaft – Annäherung der Semantiken?.....35

HELMUT KÖNIG

Politik und Freundschaft – geht das?65

JANOSCH SCHOBIN

Die Sorge um das Bild des anderen:
Freundschaft und Fürsorge in den digitalen Medien79

FREUNDSCHAFT UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON LEBENSALTER UND GESCHLECHT

MARIA VON SALISCH

„Beziehungsweise“ werden oder das sozialisatorische Potenzial
von engen und losen Freundschaften unter Jugendlichen105

FRANÇOIS HÖPFLINGER

Freundschaften im höheren Lebensalter123

ERIKA ALLEWELDT	
Frauenfreundschaften: Mythen und Realitäten.....	143
STEVE STIEHLER	
Männerfreundschaften	159
Autorinnen und Autoren	177

EINLEITUNG UND HISTORISCHE ANNÄHERUNG

- ALLEWELDT, ERIKA (2013): *Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften. Eine Berliner Fallstudie*. Weilerswist: Velbrück.
- BECK, ULRICH/BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (1993): „Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie“. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Band 22, Heft 3, S. 178–187.
- BOLTANSKI, LUC/CHIAPELLO, ÈVE (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- JÖSTING, SABINE (2005): *Jungenfreundschaften*. Wiesbaden: VS Verlag.
- KON, IGOR S. (1979): *Freundschaft*. Reinbek: Rowohlt.
- KÖNIG, HELMUT (2013): „Freundschaft“. In: *Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken*, Heft 10/11, S. 893–904.
- LENZ, KARL/NESTMANN, FRANK (2009): „Persönliche Beziehungen. Eine Einleitung“. In: DERS. (Hg.): *Handbuch Persönliche Beziehungen*. Weinheim und München: Juventa, S. 9–25.
- NÖTZHOLDT-LINDEN, URSULA (1994): *Freundschaft: Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- SCHOBIN, JANOSCH (2013): *Freundschaft und Fürsorge. Bericht über eine Sozialform im Wandel*. Hamburg: Hamburger Edition.
- SCHOBIN, JANOSCH/LEUSCHNER, VINCENZ/FLICK, SABINE/ALLEWELDT, ERIKA/HEUSER, ERIC ANTON/BRANDT, AGNES (2016): *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- TENBRUCK, FRIEDRICH H. (1964): „Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen“. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16, S. 431–456.

Jahrhunderte der Freundschaft – ein Essay

„O mes amis, il n’y a nul amy.“ Das habe, sagt Michel de Montaigne (1999: 93) im 16. Jahrhundert, in der Antike Aristoteles gesagt. Man kann den Satz auch beim französischen Philosophen Jacques Derrida (1999: 179) lesen, der mit ihm 1988 einen Vortrag einleitete. Ich beginne also nicht nur, indem ich das Zitat eines Zitates zitiere, sondern auch den Anfang eines Anfangs wiederhole. Das passt zur Geschichte des Freundschaftsdiskurses, der eine sich über die Jahrhunderte ziehende, durch Zitationen verkettete und zu einem Kanon verfestigte Serie von Meditationen über Freundschaft ist. Ihre Autoren sind in aller Regel Männer, ihr Thema ist das Wesen der Freundschaft.¹ Doch es gibt auch andere Stimmen, die über Freundschaft sprechen, und es gibt auch das Interesse an den wechselhaften Formen, an der Geschichtlichkeit der Freundschaft.

Vielleicht muss ich deshalb anders anfangen: Es gibt keine Freunde, meine Freunde, aber hat es je Freundinnen gegeben? Am 6. Dezember 1919 schreibt die deutsche Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé erstmals Anna Freud und stellt sich dieser vor: Psychoanalytikerin sei sie und Freundin von Rainer Maria Rilke.² Am 30. September 1922 dann: „Die Stelle, wo wir zueinander treten, soll möglichst nur 4 Fußbreite haben, und die Hand in Hand sich schmiegen.“ (Andreas-Salomé 2001: 74 f.)

Selbstverständlich hat es Freundinnen gegeben. Und Freunde von Freundinnen und Freundinnen von Freundinnen und Freundinnen von Freunden und Freunde von Freunden.

¹ In paradigmatischer Zusammenstellung etwa in dieser schönen Anthologie: Eichler 1999.

² Lou Andreas-Salomé 2001: 7. Ich danke für den Hinweis auf diese und nachfolgend zitierte Stellen aus den Briefen von Andreas-Salomé sowie für viele Gespräche über Freundschaft Anna Leyrer, die im Rahmen unseres SNF-Projekts „Die Freundin. Modernes Subjekt und personale Beziehung um 1900“ (2016–2019) an einer Dissertation zu Freundschaft bei Andreas-Salomé arbeitet.

Geschichte einer Anrufung

Wenn ich die aristotelische *Verneinung* von Freundschaft konterkariere mit der Selbstverständlichkeit freundschaftlicher Beziehungen, tue ich dem Satz unrecht. Es geht nicht darum, ob es solche Beziehungen geben kann und gegeben hat. Die Verneinung ist auch keine Verneinung, denn schliesslich ist der Satz über die Freunde, die es nicht gibt, an die Freunde gerichtet, die es also gibt. Natürlich, der Satz ist ein *Paradox*. Aber das ist nicht alles. Er ähnele, schreibt Derrida (1999: 184), vielmehr einem *Appell*: „Seid meine Freunde, denn ich liebe euch oder werde euch lieben (...), werdet die Freunde, nach denen ich strebe.“ Es gibt also keine Freunde aus dem schlichten Grund, weil die, zu denen man spricht, es noch nicht sind: Sonst müsste man ihnen die Freundschaft nicht erklären. Darin aber liege das Wesen der Freundschaft, die eine „Erfahrung des Wartens, des Versprechens oder der Verpflichtung“ sei (ebd.: 185). Damit gehöre sie der Zukunft an, weise aber auch zurück zu jenem Moment, in dem der Angesprochene sich empfänglich gezeigt hat. Es gibt also Freunde, die nicht Freunde sind, und keine Freunde, die Freunde sind, weil *Freundschaft* das Telos einer Beziehung ist und als solches immer im Werden, „niemals etwas gegenwärtig Gegebenes“ (ebd.).

Viele Spuren im Freundschaftsdiskurs führen zu diesem Befund: Nietzsche (1999: 157), der auch einmal ein Freund von Lou Andreas-Salomé war, lässt seinen Zarathustra sagen: „Es gibt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben!“ *Noch keine* Freundschaft also. Und Montaigne (1999: 93) hat Aristoteles deshalb zitiert, weil so viele Beziehungen mangelhafte „Alltagsfreundschaften“ sind, während die eine vollkommene, „höchste“ Freundschaft zum verstorbenen Étienne de La Boétie vergangen ist. Viele Freundschaften also, die das Telos der Freundschaft verfehlen, und eine wahre Freundschaft, die *nicht mehr* ist. Diesen Meditationen ist Freundschaft *Hoffnung* und *Melancholie*, aber auch: *Hoffnung und Melancholie*, beides – und damit im Kern eine Anrufung.

Führt jede Reflexion über Freundschaft dahin, weil Freundschaft *so ist*? Immer und überall, in ihrem Wesen, und alles andere ist nicht ganz oder richtig Freundschaft? Was aber macht Lou Andreas-Salomé (2001: 30), wenn sie sich in ihre „Annahülle“ kleidet, eine von der Freundin für sie angefertigte Jacke, und dann kein *Fussbreit* mehr ist zwischen beiden? Vielleicht muss man es umgekehrt sehen und vermuten, dass es ein Nachdenken über Freundschaft gibt, das nicht in diesen Kanon von Reflexionen eingehen *konnte*, weil es von der Gegenwart der Freundschaft handelt. Denn was könnte gegenwärtiger sein, als wenn Annawolle sich an Louhaut schmiegt?

Es gibt also eine Geschichte der Freundschaft als Anrufung und es gibt Freundschaften in der Geschichte. Das ist deshalb nicht trivial, weil es beides in seiner Eigenheit ernst zu nehmen gilt. Dass ein Denkerreigen behauptet, es gebe keine Freundschaft, negiert nicht die Freundschaften, die es gab und gibt. Und diese Freundschaften entkräften nicht die Anrufung von Freundschaft. Die Frage ist, wie sich beides miteinander verknüpft.

Freundschaftspolitik

Warum wird die Freundschaft immer wieder im Modus der Anrufung formuliert? Diese Kontinuität hat nicht nur damit zu tun, wie ein Kanon an Texten durch eine Kette von Zitationen entsteht. Wichtiger ist die Feststellung, dass Freundschaft in der Geschichte immer wieder dazu diente, Beziehung auf eine Idealität auszurichten. In der Anrufung des Freundes, der Freundin wird eine Form aufgerufen, welche die Beziehung annehmen soll, und ein Verhältnis, das diese stiftet. Von Derrida (1999) entlehne ich dafür den Begriff „Freundschaftspolitik“.

Sicher war das 18. Jahrhundert ein freundschaftspolitisches Jahrhundert; gemeinhin gilt es als das „Jahrhundert der Freundschaft“ schlechthin (Meyer-Krentler 1991). Bis dahin war „Freundschaft“ begrifflich mit „Verwandschaft“ und auf jeden Fall mit Ähnlichkeit konnotiert gewesen: Der Freund war der „von der gleichen Art“; Aristoteles verband in der Freundschaft deshalb auch Eltern und Kinder miteinander.³ Im Kontext der Aufklärung verlor der Begriff diese Konnotation. Er brachte nicht mehr eine Zugehörigkeit zum Ausdruck, die den Einzelnen durch ihre Bindungen gegeben ist, sondern eine, die durch ihre Eigenart gestiftet ist: Freundschaft wurde „Seelenverwandschaft“. Der Begriff bezeichnete nun eine Verbindung, die freiwillig eingegangen wird, auf gegenseitiger Sympathie beruht und durch geistigen Austausch geprägt ist (Stollberg-Rilinger 2006: 133). So beschrieb der Dichter Johann Martin Wieland (zit. nach Schnegg 2001: 38) seine Freundschaft mit der Berner *femme de lettres* Julie Bondeli: „Die Analogie zwischen unserm Geist und Herzen ist bis zum Erstaunen gross.“

Zu diesem Wandel führte der Umstand, dass die Verhältnisse unter Menschen neu am naturrechtlichen Postulat der freien und gleichen Geburt ausge-

³ Grimm/Grimm 1854: Spalte 168; Aristoteles 1999: 29. Vormoderne Konzeptionen von Freundschaft werden hier notwendigerweise in einem zu schematischen Kontrast dargestellt. Vertiefend u. a. Puff 2001.

richtet wurden. Freundschaft bot sich an, dieses Postulat in einer Beziehungspraxis zu konkretisieren: Eine auf Freiwilligkeit und Sympathie begründete Beziehung schert sich – zumindest als Prinzip – nicht um ständische Konvention oder familiäre Bindung und Über- und Unterordnung. Das regulative Prinzip einer Freundschaft, die Freie und Gleiche miteinander verbindet, ist vielmehr der Bezug auf die individuelle Persönlichkeit des jeweils anderen, auf seine unverwechselbare Seele aus *Geist und Herzen*. Montaigne (1999) hatte diesen Gedanken bereits im 16. Jahrhundert formuliert, als er nach dem Grund seiner Freundschaft mit Étienne de La Boétie gefragt wurde: „Weil er er war, weil ich ich war.“⁴ Dieser Grund der Freundschaft ist nun zugleich eben jene Individualität, die auch das moderne Rechtssubjekt auszeichnet.

Im Kontext der Aufklärung also stand Freundschaft für eine Verbindung von Freien und Gleichen, die in der Persönlichkeit des jeweils andern begründet ist. Sie verband das republikanische Modell politischer Ordnung mit der naturrechtlichen Idee des autonomen Subjekts und sie übersetzte diese Verbindung in eine zwischenmenschliche Beziehung – was umgekehrt dem Freundschaftsbegriff einen „ethischen Kern“ verlieh (Schnegg 2001: 37). Freundschaft avancierte so zu nichts weniger als der allgemeinen Sozialform einer aufgeklärten Gesellschaft. Als Mary Wollstonecraft 1790 die Postulate der Französischen Revolution verteidigte, führte sie auch die Freundschaft ins Feld: Vernunftbegabte Wesen, die Menschen im Grunde seien, könnten nicht übersehen, dass „wahres Glück“ aus der Freundschaft und Nähe entstehe, die nur „Gleiche“ miteinander unterhalten können (Wollstonecraft 2009: 9).

Diese Konzeption von Freundschaft hat dem 18. Jahrhundert, ich habe es erwähnt, den Ehrentitel des „Freundschaftsjahrhunderts“ eingetragen. Allerdings sei dieses dann, so der Tenor der Forschung, mit der Romantik zu Ende gegangen, als die Verheissung *wahren Glücks* neu in der Liebe statt in der Freundschaft gesucht worden sei.⁵ Tatsächlich erschien an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert eine neue Form der Liebe, die ein umfassendes Glücksversprechen abgab. An die Stelle des alten Gegensatzes von beständigem Gefühl und flüchtiger Passion nämlich trat das Konzept der romantischen Liebe, die beides miteinander kreuzte, indem sie Passion auf Beständigkeit ausrichtete. Noch 1792 hatte Mary Wollstonecraft – wie viele andere – diese beiden Dinge für unvereinbar gehalten, indem sie die „ernsthafte Neigung“, die sich mit der Zeit festigt und Freundschaft entstehen lässt, unterschied von

der passionierten Liebe, die flüchtig ist (ebd.: 151). Nun aber verhiess die romantische Liebe, indem sie verknüpft wurde mit dem neuen Gebot der Liebesheirat, dass beides zugleich zu haben war: eine auf Dauer gestellte leidenschaftliche Liebe (Luhmann 1994).

Diese romantische Liebe war ausserdem durch und durch heterosexuell gedacht. Und nicht nur das: Sie gab es in zwei Varianten, als männliche und weibliche Liebe. Der deutsche Philosoph Johann Gottlieb Fichte notiert 1796, Liebe sei „unbegrenzteste Unterwerfung unter den Willen des Mannes“ bei der Frau und „Grossmut“ beim Mann (Fichte 1992: 393). Solches, das liegt auf der Hand, ist keine Beziehung von Gleichen, wohl aber das, von dem nun, im 19. Jahrhundert, gesagt wurde, es sei die höchste Verheissung: diejenige Beziehungsform, in welcher Männer und Frauen sich in ihren Eigenheiten verwirklichen und Glückseligkeit finden.⁶

Kein Ende der Freundschaft

Es wäre aber zu kurz gegriffen, vom Aufstieg der romantischen Liebe auf das Verschwinden von Freundschaft zu schliessen.⁷ Auch sie blieb ein Versprechen: in jenen Bewegungen und Milieus nämlich, die Beziehungen unter den Bedingungen des 19. Jahrhunderts auf Gleichheit ausrichteten oder um solche kämpften. Dabei kam es allerdings zu einer Spaltung entlang der politischen Parteilagen.

Zunächst entstand ein bürgerliches Vereinswesen, in dem – anders als im aufklärerischen Salon – exklusiv Männer einen Raum bespielten, der nun bürgerliche Öffentlichkeit genannt wurde. Gedacht war dieser als eine Versammlung gleichgestellter Individuen, die zu bestimmten Zwecken, namentlich Bildung, Wissenschaft und Politik, zusammenfinden.⁸ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der grosse Theoretiker dieses Raums und seiner Grenze zu allem Häuslichen, machte den Bezug auf eine staatstragende *Sache* zum An-

⁴ Zur Personalisierung von Freundschaft siehe Luhmann 1994: 97–106.

⁵ Z. B. Schnegg 2001.

⁶ In der Praxis nahm diese Verheissung freilich vielerlei Ausgänge. Vgl. dazu: Arni 2004.

⁷ Die Forschungslage erweckt diesen Eindruck insofern, als für das 19. und frühe 20. Jahrhundert zwar Arbeiten zu individuellen Freundschaften im biografischen Kontext oder in kollektiven Freundschaftskulturen vorliegen, Synthesen aber ausstehen. Hingegen sind für diesen Zeitraum jene Beziehungsformen systematisch erforscht, die entweder – wie im Fall von Ehe und Familie – institutionellen Charakter haben oder aber – wie im Fall der Sexualität – der Verwissenschaftlichung unterlagen. Beides hat Freundschaft nicht erfasst und darin liegt möglicherweise der Grund für die bisherige Vernachlässigung einer systematischen Erforschung von Freundschaft in der Moderne.

⁸ Habermas 2009; als klassische geschlechtergeschichtliche Analyse: Pateman 1988.

gelpunkt von Freundschaft: Sie beruhe, schreibt er 1810 in einer Klammerbemerkung, „auf Gleichheit der Charaktere, besonders des Interesses, ein gemeinsames *Werk* miteinander zu tun, nicht auf dem Vergnügen an der Person des anderen als solcher“ (Hegel 1970: 271; Hervorhebung im Original). Und deutlicher: „Männer sind Freunde nicht sosehr direkt als vielmehr objektiv in einem substantiellen Bande, in einem Dritten, in Grundsätzen, Studien, Wissenschaft; kurz, das Band ist ein objektiver Inhalt, nicht Zuneigung als solche wie die des Mannes zur Frau als dieser besonderen Persönlichkeit“ (Hegel 1969: 304). Das *Weil-ich-ich-bin-weil-er-er-ist* von Montaigne als Grund für Freundschaft verschiebt Hegel in die heterosexuelle romantische Liebe, die genau aus diesem Grund neu das Glücksversprechen war: diejenige Beziehung, in welcher Männer als Individuen und Frauen als Frauen Anerkennung in ihrer Eigenheit erfahren. Daneben aber individualisiert sich das männliche Bürgersubjekt durch sein *Interesse* an einem *Inhalt*, das ihn mit Gleichgesinnten in Freundschaft verbindet. Und diese freundschaftliche Verbindung – wie auch die Liebe – war nicht das beiläufige Accessoire eines von familiären oder ständischen Bindungen freigesetzten männlichen Individuums. Vielmehr waren umgekehrt Beziehungen das Medium der Realisierung von Individualität.⁹

Gleichzeitig bildeten die radikaldemokratischen und sozialistischen Bewegungen eine Freundschaftskultur aus. Hier zielte Freundschaft nicht auf Individualität, sondern auf Solidarität, und sie artikulierte nicht die Gleichheit der Interessen, sondern der Rechte. Begrifflich nahm diese Freundschaft die Gestalt von „Brüderlichkeit“ an. Dass der Freund auch als Bruder figuriert, war nicht historisch neu, hatte nun aber eine politische Kontur, verwies doch die Figur des „Bruders“ unweigerlich auf den revolutionären Dreiklang aus *Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit*.¹⁰ In den politischen Kämpfen um Demokratie war der Bruder derjenige, der wie man selbst gleich an Rechten geboren war. In den proletarischen Kämpfen um soziale Emanzipation war er ausserdem derjenige, der in dieselbe katastrophische Lebenslage geworfen und auf diese Weise ein Gleicher war.¹¹

In diesem Sinn griffen die Frauen der frühen sozialistischen Bewegungen die politische Figur der *Brüderlichkeit* auf – indem sie sich als „Schwestern“

bezeichneten. In Paris waren das „Marie“ und „Jeanne“ und viele andere Weisnäherinnen, Wäscherinnen und Köchinnen, die in den 1830er- und 1840er-Jahren die ersten feministischen Zeitungen und Journale gründeten, in denen sie ihre Artikel nur mit Vornamen zeichneten und ihre Nachnamen unterschlugen.¹² Damit verweigerten sie sich dem patriarchalen Namensrecht, das Frauen als Töchter von Vätern oder Ehefrauen von Ehemännern auswies. Zuallererst einander zugehörig, sahen sie sich verschwistert durch die Umstände, in denen sie lebten und die sie von den bürgerlichen Frauen, aber auch von den proletarischen Brüdern schieden. Diese Artikulation einer geteilten politischen Subjektivität in Begriffen von Schwesternschaft oder Brüderlichkeit und beziehungspraktisch konkretisiert als Freundschaft findet sich übrigens auf verschiedenen Schauplätzen des 20. Jahrhunderts wieder: in der Frauenbewegung ebenso wie im Civil Rights Movement und in antikolonialen Kämpfen – überall dort, wo auf dem uneingelösten Versprechen der Gleichheit *aller* insistiert wurde.¹³

Neben der bürgerlichen Öffentlichkeit und den demokratischen und sozialistischen Bewegungen existierte im 19. Jahrhundert eine dritte Arena von Freundschaft. Wurde die heterosexuelle Paarbeziehung nun auf romantische Liebe ausgerichtet, so eröffneten Freundschaften je unter Männern und unter Frauen einen Raum, der eine Mischung aus Sinnlichkeit und Platonismus zuliess, die sich allen Kategorien entzog und das Ausleben von Gefühlen zuliess, welche die Grenzen der heterosexuellen Norm sprengten. Von einer „weiblichen Welt der Liebe“ spricht die Historikerin Carroll Smith-Rosenberg mit Blick auf eine Vielzahl inniger Frauenfreundschaften im 19. Jahrhundert, und in manch einer Korrespondenz unter Männerfreunden sind homoerotische Anklänge unüberhörbar.¹⁴ Was das Strafrecht kriminalisierte und die Sexualwissenschaft pathologisierte – vor allem die Männerliebe, aber auch die Frauenliebe –, fand symbolische Form und praktische Zuflucht in der Freundschaft.

Eine ganze Symphonie freundschaftsgeschichtlicher Echos findet sich in der Geschichte der Ärztin Caroline Farner, geboren 1832, gestorben 1913 (Schnurrenberger 2002). Sie stand einem Frauen-Verein namens *Fraternité* vor,

⁹ Zu den Komplikationen, die sich daraus für männliche Subjektivität ergaben, vgl. Arni 2004: 371–332.

¹⁰ Zur *longue durée* der Figur des Freundes als Bruders vor allem auch in ihrer geschlechtsspezifischen Bedeutung: Derrida 1997, viii. Zur Brüderlichkeit in der Französischen Revolution: Hunt 1992. Begriffsgeschichtlich zur Freundschaft in der Sattelzeit von 1750 bis 1850: Schieder 2004.

¹¹ Zur Freundschaftskultur in der Arbeiterbewegung: Pollex 2011.

¹² Zu den demokratischen und feministischen Kämpfen der Frauen im Frankreich des 19. Jahrhunderts siehe Riot-Sarcey 1994. Als Fallstudie: Arni 2012. Zur Politisierung von Namen im Feminismus siehe Rochefort 2017.

¹³ Mir ist dazu keine übergreifende Untersuchung bekannt. Vgl. aber etwa jüngst zu Freundschaft im feministischen Kontext: Schweitzer 2016. Im Antikolonialismus: Gandhi 2006.

¹⁴ Smith-Rosenberg 1984, Hacker 1993, Labouvie 2009.

lebte 32 Jahre lang an der Rämistrasse in Zürich mit Anna Pfrunder zusammen und gründete schliesslich aus ihrem Vermögen eine Stiftung mit dem Namen „Anna-Caroline“. Was im Zivilrecht nicht vorgesehen war, fand einen Platz in Handelsregister und Stiftungsverzeichnis: eine Frauenallianz. Eine Verbindung nicht durch Heirat oder Abstammung war das, sondern von zwei Vornamen, die nichts bezeichnen als *diese Frau und diese Frau*. Anna-Caroline als Vermächtnis in Form einer Stiftung, das heisst: Weil ich es war, weil sie es war, *auf immer*.

Nicht alles ist Freundschaft

Wann immer in der Geschichte Freundschaft ergründet wurde, geschah das, indem Grenzen zu anderen Beziehungsformen gezogen wurden: So ist Freundschaft, dies ist keine. Wann ist Freundschaft Liebe und Liebe nicht Freundschaft und wann verkehrt Leidenschaft Freundschaft in ihr Gegenteil und veredelt Freundschaft die Passion? Kleine Spontanphilosophien der Freundschaften entstanden stets dort, wo Beziehungen zu gestalten waren.

Dazu eine Szenerie, Bern 1759: Christoph Martin Wieland, Julie Bondelis späterer „Seelenverwandter“, schreibt nach der ersten Begegnung einem Freund: „... ein entsetzliches Mädchen, die Mlle Bondeli. Sie sprach mir nichts, dir nichts von Plato, Plinius, von Cicero und Leibniz, von Pfaff, Aristoteles, Locke, von gleichschenkligen Dreiecken und was weiss ich, wovon noch – sie sprach über alles.“ Nur zwei Monate später heisst es: „Ich liebe Julie.“ Nun war Wieland: verliebt. Allerdings war er damit allein. „Julie ist eine Philosophin“, schreibt er an seinen Freund, „und was noch mehr ist, elle est une Femme de Genie, ou si vous voulézs un Genie féminin. (...) Julie scheint in vollem Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen und Tragödien herrscht (...). Sie will Freunde haben, sie hält Freundschaft für eine vernünftige und beständige Liebe, und weil sie nicht anders geliebt seyn will, So hasset sie alles was den Schein einer überspannten fanatischen Leidenschaft trägt.“ Die aufgeklärte *femme de lettres* also, das hat Wieland verstanden, will Freunde haben, weil Freundschaft nicht Leidenschaft ist, wohl aber Liebe, jedoch nur in ihrer vernünftigen Variante.¹⁵

Die zweite Szenerie, Bern 1916: Rosa Grimm, russische Sozialistin und Intellektuelle und Ehefrau des schweizerischen Arbeiterführers Robert Grimm,

steht vor dem Scheidungsrichter und will nicht „von seiner Liebe zu mir sprechen“. Sie sagt dann aber doch: „Seine Zuneigung war von rasender Leidenschaft.“ Und: Er „kennt wohl Leidenschaft, aber keine Liebe (...). Als Beweis, er habe keinen intimen Freund.“ Auch hier: Die Leidenschaft ist der Freundschaft entgegengesetzt, während die Fähigkeit zur Liebe sich in der Fähigkeit zur Freundschaft beweist. Rosa aber hatte Robert geheiratet, während Julie ledig geblieben war und Christoph Martin sich eine andere Ehefrau gesucht hatte. Denn dazwischen hatte sich nicht nur die Romantik geschoben, die Liebe mit Leidenschaft verband, woran Julie noch nicht hatte glauben können und Rosa nicht mehr. Unterdessen hatte sich das Modell des heterosexuellen Paares als Freundespaars etabliert, was man „Kameradschaftsehe“ nannte. Darum war es in der Ehe Grimm tatsächlich gegangen: Eine aus Zuneigung und geteiltem Interesse geschmiedete „Lebensgefährtschaft“ habe man sein wollen, sagt Rosa Grimm und sagt auch Robert, doch dann scheiterte ihm das Experiment, weil er entdeckte, dass er eigentlich nur Mitleid für Rosa empfand.¹⁶

Warum aber sind es hier wie dort, im 18. Jahrhundert mit Julie Bondeli und im 20. Jahrhundert mit Rosa Grimm, stets die Frauen, die um Freundschaft statt Liebe oder Freundschaft als Liebe kämpfen?

Die Freundin

In fast allen so genannt kanonischen oder klassischen Texten über die Freundschaft von der Antike bis in die Gegenwart ist der Freund männlich.¹⁷ Frauen sind nicht vergessen worden und sind auch nicht unausgesprochen mitgemeint. Sie sind ausgeschlossen, und zwar doppelt: Dass in all diesen Texten keine Freundin vorkommt, heisst nichts anderes, als dass es sowohl keine Freundschaften unter Frauen als auch keine zwischen Frauen und Männern gibt.

Gründe für diese Behauptung lassen sich immer finden. Montaigne sagt 1580, „dass in Wahrheit das geistige Vermögen der Frauen gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht; auch scheint

15 Zu dieser Analyse: Schnegg 2001, hier auch alle Zitate auf den Seiten 31, 34, 35.

16 Alle Zitate und die Analyse aus: Arni 2001. Zur Kameradschaftsehe vgl. Reese 1993.

17 Derrida ist hier auszunehmen, denn er hat diesen Umstand des doppelten Ausschlusses analysiert. Zur Kontinuität der „Dublette ‚Freund und Bruder‘“ auch: Fraise 2001: 49.

ihre Seele nicht stark genug, den Druck eines so fest geknüpften und dauerhaften Bandes zu ertragen“. Er hält dann kurz inne und *träumt* von der Freundschaft zu Frauen, in der nicht nur Geist und Seele, sondern auch die Körper sich verbänden. Allein, und das beendet die Träumerei: Es gebe „kein einziges Beispiel“ dafür (Montaigne 1999: 88). Nietzsche lässt 1891 Zarathustra sprechen, wenn er die Frauen der Freundschaft nicht fähig befindet, weil sie keine machtfreie Beziehung leben könnten: „Allzulange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe“ (Nietzsche 1999: 156). Immerhin: *Noch nicht* eröffnet hier eine mögliche Zukunft. Wann diese sein wird und was sich ändern müsste, steht allerdings in den Sternen. 1964 jedenfalls hat sich noch wenig geändert, wenn man dem Urteil des Soziologen Friedrich Tenbruck Glauben schenkt. Man kenne eigentlich auch in der Moderne keine Frauenfreundschaften, schreibt er ein Dreivierteljahrhundert nach Nietzsche. Denn „die Frau“ sei „auch bei wachsender gesellschaftlicher Heterogenität anfangs und lange vor allem auf Haus, Familie und Nachbarschaft beschränkt“ geblieben und habe deshalb nicht die von Differenzierung und Individualisierung erzeugte „Vereinsamung und Gefährdung“ empfunden, „die den Druck zur Freundschaft zur Norm machen könnte“ (Tenbruck 1964: 446). Mit anderen Worten: Wo die Frauen in der Gemütlichkeit des Häuslichen vor sich hindümpeln, brauchen sie jene edelste aller Beziehungen nicht, die sich dem modernen Mann als Kompensation anbietet für übersteigerte Individualität und das Zerfallen in Rollen und Funktionen.

Jeder historische Moment offeriert die ihm eigene Begründungslogik: Naturwissen im 16. Jahrhundert bei Montaigne (die Frau ist konstitutionell unfähig zur Freundschaft), Geschichtlichkeit im 19. Jahrhundert bei Nietzsche (die Frauen haben noch zu wenig zur Gleichheit aufgeschlossen), Soziologie im 20. Jahrhundert (die Frauen sind zu wenig individualisiert). Zugleich markieren die jeweiligen Unfähigkeitserklärungen, was Freundschaft ausmacht: Seelenbande bei Montaigne, Gleichheit bei Nietzsche, Individualität bei Tenbruck.

Ich habe die eigentümliche Behauptung der weiblichen Unfähigkeit zur Freundschaft bereits widerlegt. Das heisst: Die Frauen haben es gemacht, die sich mit andern freundschaftlich verbunden haben. Man muss aber wissen, dass und wie hartnäckig sich die Behauptung weiblicher Unfähigkeit zur Freundschaft durch die Jahrhunderte zog. Denn sie war die *Bedingung*, unter der Frauen Freundinnen waren: wider die Behauptung, gegen all die Gelehrten, Philosophen und Sozialwissenschaftler, die Freundschaft androzentrisch verfasst haben. Deshalb war Freundschaftspraxis für Frauen ein Emanzipati-

onsversprechen und damit im Grunde immer politisch. Indem sie Freundinnen waren, einerlei ob von anderen Frauen oder Männern, machten sie den Anspruch auf das geltend, was Freundschaft voraussetzt und was ihnen abgesprochen wurde: Subjekt zu sein und sich mit einem anderen von gleich zu gleich zu verbinden. Und indem ihre Freundschaft angenommen wurde, fanden sie sich als solche bestätigt.

Wir erinnern uns an Wieland: Zunächst verdross ihn an Bondeli deren *Sprechen über alles*. Als er ihr Freund zu sein glaubte, begann sie ihm als *génie* zu erstrahlen. Als Freundin war sie *femme de génie*, nicht mehr lästige Plaudertasche. Und als *femme de génie* sah Wieland in ihr eine ihm Ebenbürtige, die der Freundschaft wert war. Hätte Julie Bondeli nicht fürchten müssen, dass Freundschaft in Leidenschaft verglüht – Montaignes Traum wäre Wirklichkeit geworden.

- ANDREAS-SALOMÉ, LOU/FREUD, ANNA ([1901]2004): „... als käm ich heim zu Vater und Schwester“. *Briefwechsel 1919–1937*. Hg. v. Daria A. Rothe und Inge Weber. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- ARISTOTELES (1999): „Formen der Freundschaft und Glückseligkeit“. In: EICHLER, KLAUS-DIETER (Hg.): *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam Verlag, S. 29–54.
- ARNI, CAROLINE (2001): „Das kultivierte Gefühl. Liebe als Freundschaft in der Ehe um 1900“. In: *WerkstattGeschichte* 28, S. 43–60.
- ARNI, CAROLINE (2004): *Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900*. Köln/Weimar: Böhlau Verlag.
- ARNI, CAROLINE (2012): „Moi seule, 1833: Feminist Subjectivity, Temporality and Historical Interpretation“. In: *History of the Present*, H. 2, pp. 107–121.
- DE MONTAIGNE, MICHEL EYQUEM ([1580]1999): „Über die Freundschaft“. Übersetzt v. Hans Stille. In: EICHLER, KLAUS-DIETER (Hg.): *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam, S. 83–97.
- DERRIDA, JACQUES ([1988]1999): „Die Politik der Freundschaft“. Übersetzt v. Katja Körner u. Geert-Lueke Lueken. In: EICHLER, KLAUS-DIETER (Hg.): *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam, S. 179–200.
- EICHLER, KLAUS-DIETER (Hg.) (1991): *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam.
- FICHTE, JOHANN GOTTLIEB (1992): „Grundriss des Familienrechts 1796“. Ausschnitt abgedruckt in: *Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800*. Leipzig: Reclam, S. 362–410.
- FRAISSE, GENEVIÈVE (2001): *La controverse des sexes*. Paris: Presses Univ. de France (= Quadrige).
- GANDHI, LEELA (2006): *Affective Communities: Anticolonial thought, Fin-de-Siècle Radicalism, and the Politics of Friendship*. Durham/London: Duke University Press.
- GRIMM, JACOB/GRIMM, WILHELM (1854): „Freundschaft“. In: *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig, Bd. 4, Spalte 167–169.
- HABERMAS, JÜRGEN (2009): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- HACKER, HANNA (Hg.) (1993): *Der Freundin? L'Homme*. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 4, Heft 1.
- HERMAND, JOST (2006): *Freundschaft. Zur Geschichte einer sozialen Bindung*. Köln: Böhlau.
- HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH (1970): *Nürnberger und Heidelberger Schriften 1808–1817*. Hg. v. Karl Markus Michel u. Eva Moldenhauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag (Werke in zwanzig Bänden; 4).
- HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH (1969): *Vorlesungen über die Philosophie der Religion II. und Vorlesungen über die Beweise vom Dasein Gottes*. Hg. v. Karl Markus Michel u. Eva Moldenhauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag (Werke in zwanzig Bänden; 17).
- HUNT, LYNN (1992): *The Family Romance of the French Revolution*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- LABOUVIE, EVA (Hg.) (2009): *Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation*. Köln: Böhlau.
- LUHMANN, NIKLAS (1994): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- MEYER-KRENTLER, ECKHARDT (1991): „Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zur Einführung in die Forschungsdiskussion“. In: MAUSER, WOLFRAM (Hg.): *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, S. 1–22.
- NIETZSCHE, FRIEDRICH (1999): „Freundschaft als Vorgefühl des Übermenschen“. In: EICHLER KLAUS-DIETER (Hg.): *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam, S. 150–159.
- PATEMAN, CAROL (1988): *The sexual contract*. Stanford: Stanford University Press.
- POLEXE, LAURA (2011): *Netzwerke und Freundschaft. Sozialdemokraten in Rumänien, Russland und der Schweiz an der Schwelle zum 20. Jahrhundert*. Göttingen: V&R unipress.
- PUFF, HELMUT (2001): „Von Freunden und Freundinnen. Freundschaftsdiskurs und -literatur im 16. Jahrhundert“. In: *WerkstattGeschichte* 28, S. 5–22.
- REESE, DAGMAR (1993): „Die Kameraden. Eine partnerschaftliche Konzeption der Geschlechterbeziehungen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“. In: REESE, D./ROSENHAFT, E./SACHSE, C./SIEGEL, T. (Hg.): *Rationale Beziehungen? Geschlechtsverhältnisse im Rationalisierungsprozess*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 58–75.
- RIOT-SARCEY, MICHÈLE (1994): *La Démocratie à l'épreuve des femmes. Trois figures critiques du pouvoir 1830–1848*. Paris: Albin Michel.
- ROCHEFORT, FLORENCE (2017): „Politiques féministes du nom (France, XIX^e–XXI^e siècle“. In: *Clio: Femmes, Genre, Histoire* 45, pp. 107–127.
- SCHIEDER, WOLFGANG (2004): „Brüderlichkeit. Bruderschaft, Bruderschaft, Verbrüderung, Bruderliebe“. In: BRUNNER, O./CONZE, W./KOSELLECK, R. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 552–581.
- SCHNEGG, BRIGITTE (2001): „Gleichgestimmte Seelen. Empfindsame Inszenierung und intellektueller Wettstreit von Männern und Frauen in der Freundschaftskultur der Aufklärung“. In: *WerkstattGeschichte* 28, S. 23–42.
- SCHNURRENBERGER, REGULA (2002): „Caroline Farner (1842–1913) & Anna Pfrunder (1851–1925)“. In: BOXHAMMER, INGEBORG/LEIDINGER, CHRISTIANE: Online-Projekt Lesbengeschichte, http://www.lesbengeschichte.de/bio_farner_d.html (letzter Zugriff: 11.12.2017).
- SCHWEITZER, IVY (2016): „Making Equals: Classical Philia and Women's Friendship“. In: *Feminist Studies* 42/2, pp. 337–364.
- SMITH-ROSENBERG, CAROLL ([1975]1984): „Meine innig geliebte Freundin! Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert“. In: HONEGGER, CLAUDIA/HEINTZ, BETTINA (Hg.): *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, S. 276–300.

- STOLLBERG-RILINGER, BARBARA (2006): *Europa im Jahrhundert der Aufklärung*. Stuttgart: Reclam.
- TENBRUCK, FRIEDRICH (1964): „Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen“. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16, S. 431–456.
- WOLLSTONECRAFT, MARY (2009): *A Vindication of the Rights of Men and A Vindication of the Rights of Woman*. Hg. v. Sylvana Tomaselli. Cambridge: Cambridge University Press.

FREUNDSCHAFT UND IHR VERHÄLTNIS
ZU LIEBE, POLITIK UND FÜRSORGE